

Leseprobe aus:

**BIG
SUE**
Zora del Buono Roman

mare

Kennengelernt hatten wir uns am Flughafen von Atlanta, als wir hintereinander in der Menschenschlange des Immigrationsschalters standen. Es war ein kurzes Zusammentreffen unter Fremden gewesen, in einer jener von Anspannung befreiten Situationen, in denen selbst Empfindliche den mit weißen Flocken übersäten Kragen des Vordermanns mit Gelassenheit betrachten konnten, dem Zwang widerstehend, sie in Ehefrauenmanier vom Jackett zu wedeln, schlicht erleichtert, den Flug über den Atlantik unversehrt überstanden zu haben.

Wahrscheinlich hätte ich nicht weiter auf ihn geachtet, wäre ihm nicht sein roter Pass aus der Hand gefallen und mir zwischen die Füße gerutscht, so nah, dass er ihn selber nicht hätte aufheben können, ohne uns beide in Verlegenheit zu bringen. Ich bückte mich, sah elegant geschnittene Wildlederschuhe, drückte ihm den Pass in die Hand, eine sehr gepflegte Hand, helle und ungewöhnlich glatte Haut, womöglich rasierte er sich die Arme. Er war feingliedrig, ein kleiner Mann, kaum größer als ich. Der eigentlich zarte Körper schien von einer zentimeterdicken Fettschicht überzogen, die fremd wirkte, als ob sie nicht zu

ihm gehörte, ihm von jemandem übergestülpt und sacht angedrückt worden wäre vor nicht allzu langer Zeit. Er blinzelte mich an und sagte *Määrci* statt *Danke*, eine kleine Schweizer Koketterie wahrscheinlich.

Unser *Immigration Officer* trug leuchtend lila Gummihandschuhe bis zu den Ellbogen, in den Pässen zu blättern bereitete ihm sichtlich Mühe. Ich sprach ihn darauf an, es musste sich um eine Neurose handeln. Tatsächlich: Man ahne ja nicht, mit wie vielen Mikroorganismen er konfrontiert sei, entgegnete er, tagtäglich all diese Bakterien, Viren, er wolle nicht sterben wegen fremder Mikroben. Auch Blut klebe an den Pässen, bei manchen tropfe es gar auf den Boden, dickflüssig und zäh. Auf meine Frage, ob er das metaphorisch meine, ging der von seinen eigenen Worten erhitzte *Officer* nicht ein, er drückte den Stempel auf das Papier, wünschte einen guten Aufenthalt und winkte Fenner heran, der die Szene aufmerksam beobachtet hatte. Mir schien, als habe dieser einen belustigten Zug um den Mund, ein Mund, dessen Oberlippe scharf konturiert, jedoch beinahe ohne Einbuchtung war, ein makellos nach unten geschwungener Bogen, der dem jungen Mann eine leise Verächtlichkeit verlieh, die nicht ohne Reiz war. Er strich sich die glatten, dunklen Haare aus der Stirn und trat auf den Mysophobiker zu.

Dass der Schweizer Fenner hieß, erfuhr ich allerdings erst wenige Stunden später. Wir verließen beide die Schalterhalle des Flughafens von Savannah, atmeten zum ersten Mal diese schwüle, träge, den Körper umgarnen-

de Luft ein, die uns während der nächsten Wochen bei unseren unterschiedlichen Vorhaben begleiten würde; es war überraschend warm für einen Tag im Februar. Ein dünner Mann mit Hut saß in einem der hölzernen Schaukelstühle bei dem Taxistand und rief immer wieder: *Mr Fenner! Mr Fenner!* Er winkte den Schweizer dabei so auffordernd zu sich, dass kaum Zeit für eine Verabschiedung blieb.

Fenner also. Wir hatten in Atlanta eine halbe Stunde miteinander gesprochen, als wir uns beim Warten auf den Inlandflug nach Savannah wieder getroffen hatten. Es war ein selbstverständliches Zusammensitzen gewesen, Zeitvertreib für zwei Reisende, er mit übergeschlagenen Beinen, immer wieder seine Schuhe streichelnd, ein wenig selbstverliebt, wie mir schien. Vielleicht wollte er auch nur ausdrücken, dass er kostbare Dinge zu schätzen wusste, sich mit Werten auskannte, auch wenn er zehn Jahre jünger war als ich, ein weltgewandter Mann in den Dreißigern. Ich erzählte ihm von meiner Aufgabe in Georgia, er stellte Zwischenfragen; er war ein leiser Sprecher. Von *Gullah* hatte er noch nie gehört, kaum ein Europäer wusste von der Kultur, diesem Gemisch aus westafrikanischen Riten, Sprachen und geheimen Codes der Sklaven und ihrer Nachfahren. Selbst Amerikanern war *Gullah* meist kein Begriff, obwohl es in den südlichen Küstenregionen durchaus noch Menschen gab, die sich in der Sprache unterhielten. Das Verlagshaus, das mich zu Recherchezwecken für ein Sachbuch hierhergeschickt hatte, war Fenner

natürlich bekannt, es war ein wichtiger Verlag, die Bücher wurden auch in der Schweiz gelesen.

Als er vom Zweck seines Aufenthalts sprach, konnte er seine Hände kaum ruhig halten, sie liebkosten die Schuhe, zupften an der Hose, spielten schließlich mit einem gestreiften Gummiband für Mädchenhaar, kurz zuvor vom Boden aufgehoben. Er sei Kunsthistoriker, erzählte er, Schwerpunkt Architekturgeschichte. Eigentlich Spezialist für klassische Moderne mit einem Faible für Adolf Loos. Er habe Verschiedenes publiziert, jetzt aber spontan diesen Auftrag angenommen, der so gar nicht in sein Fachgebiet falle: Er sollte die Baugeschichte einer Villa auf einer der vielen Inseln in den lokalen Sümpfen schreiben, eine Art Familienchronik, weit über den architektonischen Kontext hinausgehend. Eine schöne Aufgabe, von der er aber nicht sicher sei, ob er ihr gewachsen sein würde.

Während des Kurzstreckenfluges von Atlanta nach Savannah saß er schräg hinter mir, einmal blickte ich zu ihm, er hielt den Kopf vornübergebeugt, die blassen Hände schlaff zwischen den Knien. Wir trafen uns erst bei der Gepäckausgabe wieder und gingen gemeinsam über die Teppiche des Flughafens von Savannah, vorbei an wuchernden Topfpflanzen und Schaukelstühlen, darin dösende Reisende; eine Atmosphäre der Seditiertheit lag über allem. Als ich Fenner schließlich mit seinem Begleiter in einem laubgrünen *Chevrolet Monte Carlo* aus den Siebzigerjahren davonfahren sah, hätte ich nicht gedacht, dass wir einander wiederbegegnen sollten.

Meine ersten Tage in der Stadt gestalteten sich ruhig, ich bezog mein Apartment in der zweiten Etage eines viktorianischen Wohnhauses am Lafayette Square und brauchte eine Weile, um mich an die Dusterheit der Räume zu gewöhnen, mit der ich nicht gerechnet hatte. Die Wände des großen Wohnzimmers mit der offenen Küche aus massivem Holz waren schlammgrün, die des Schlafzimmers taubenblau gestrichen. Vor allen Fenstern hingen Jalousien, die sich schlecht öffnen ließen und schmutzige Scheiben zum Vorschein brachten. Ein wenig überraschende Helligkeit ergab sich, wenn das Treppenhauslicht anging, ein jäher Lichtstrahl fiel durch das geritzte Glas der Wohnungstür auf den lang gezogenen Esstisch, auf dem ich meine Arbeitsunterlagen ausgebreitet hatte. Alles andere entsprach ziemlich genau den Vorstellungen, die ich mir vorab vom Wohnen im Süden gemacht hatte. Die Böden und Türen waren aus rötlich glänzendem Holz, an den Decken hingen kupferfarbene Ventilatoren mit Metallketten, auf der tiefen Veranda standen zwei schief gesessene Korbstühle, graue Eichhörnchen hüpfen von der Platane auf das Geländer und über die Stromleitungen der

schmalen Gasse hinter dem Haus hinweg, von allen Seiten sumnte, surrte und rauschte irgendetwas, Drähte, Aggregate an der Hauswand, Klimaanlage, Kühlschränke, Lüftungen, Piepsgeräusche von Mikrowellengeräten und Türöffnern, Toilettenspülungen der Nachbarn. Die Räume schmückten venezianische Gemälde und Fotos in verblasstem Sepia, meist Gruppenaufnahmen von Soldaten der Konföderation, die in den Krieg zogen, die Yankees zu erledigen; Bilder wie Trophäen, ungebrochener Südstaatenmythos, sogar im Badezimmer schauten mich die kalkigen Gesichter an. Ansonsten schweres Mobiliar, Sofas mit Karomustern, zwei hohe Betten mit fein gedrechselten Eckpfeilern, Zinnbecher auf dem Kaminrand, ein halbes Dutzend kurz geratene Stehlampen, deren Licht schummerige Akzente setzte. Es war eine Wohnung, durch die man schreiten konnte, vom Erker des Wohnraums durch die Küche über den Flur bis hin ins Schlafzimmer, an das sich die Veranda anschloss; das Ganze eine lange Flucht mit Aussicht einzig am vorderen und hinteren Ende. Alles in allem eine introvertierte Bleibe, die mir trotz ihrer Schwere und historischen Last nicht unangenehm war.

Ich verbrachte meine Zeit nicht viel anders, als ich es zu Hause auch tat, abgesehen davon, dass ich auf Treffen mit Freunden verzichten musste. Ich suchte mir eine Stelle in der Wohnung, an der ich alle wichtigen Dinge deponierte, Schlüssel, Adressen, Telefon, Kamera; eine ausladende Keramikschüssel mit einem wulstigen, rot leuchten-

den Hummer, sie war *der Ort*. Einen *Ort* zu haben, beruhigte mich; mein gesammeltes Sein auf kleinstem Raum konzentriert vorzufinden, erschien mir sinnvoll. Ähnlich hielt ich es mit *der Tat*, dem selbst auferlegten Zwang zur täglichen Handlung; Krücken beides, rhythmisierende Alltagsbewältigungsstrategien. Ich zwang mich, jeden Tag eine Tat zu vollbringen, die aus der Normalität herausschast, über Lesen, Mailen, Recherchieren und Einkaufen hinausging. Telefonate mit Gullah-Spezialisten waren keine Tat, Treffen mit ihnen hingegen schon, auch wenn die Ergebnisse dieser Begegnungen recht dürftig blieben, was mich nicht weiter beunruhigte, mir stand genügend Zeit zur Verfügung. Hätte ich noch journalistisch gearbeitet, wäre ich wohl nervös geworden, in einer Woche hätte ich die Recherche für eine Reportage zu dem Thema abgeschlossen haben müssen, mehr als zwei bis drei Wochen würde niemand für eine solche Story verwenden, Reisetage inklusive. Nun, da ich nicht mehr schrieb, sondern die Vorarbeiten für Schreibende erledigte, blieb ich entspannt. Ein nächster großer Auftrag wartete erst im August auf mich, ich sollte Hirten auf der Alp interviewen, eine ruhige Aufgabe sicherlich. Die Entscheidung, das Schreiben bleiben zu lassen, war über Nacht gefallen vor zwei Jahren, als ich an einer Geschichte über japanische Selbstmörderinnen am Computer gesessen hatte, schlagartig angewidert von den immergleichen Worten, den Redundanzen der Gedanken und Formulierungen, die mich selber langweilten. Worte, möglichst geschickt überge-

stülpt auf neue Orte und fremde Menschen, denen ich nicht gerecht werden konnte. Ich war verwundert, wie andere das jahrzehntelang durchhielten, distanziert emotionale Sätze schraubten, die in souveräner Zurückhaltung um Aufmerksamkeit heischten, stets das Ziel vor Augen, mit dieser Story einen Preis zu gewinnen, besser noch, *den* Preis zu gewinnen, auf der Hamburger Bühne zu stehen, beklatscht zu werden von verkleidet wirkenden Männern und Frauen am Abend der Zuchtperlenhochkonjunktur. In jener Nacht hatte ich meinem Auftraggeber kurzerhand mitgeteilt, dass der tränenreiche Artikel über die von einer Eisenbahnbrücke springenden Japanerinnen mein letzter sei und ich als Reportageautorin künftig nicht mehr zur Verfügung stünde, mich aber als freischaffende Rechercheurin anbieten würde. Wunderbarerweise ging nicht nur dieser Chefredakteur auf mein Angebot ein, es antworteten mehrere Sachbuchverlage auf mein kurz darauf verschicktes Rundschreiben, und ich fand mich in einem Berufsfeld wieder, von dem ich vorher noch nie gehört hatte, das es womöglich gar nicht gab. Ich bezeichnete mich selber als Grundlagenermittlerin. Es war eine mäßig bezahlte Arbeit gänzlich ohne Renommee, doch ich fühlte mich erlöst und frei, jeglicher Wertung enthoben; Redaktionen, Buchverlage, überarbeitete oder faule Starautoren griffen auf meine Dienste zurück. Ich vermied es, vollständige Sätze zu schreiben, alles Ausformulierte ekelte mich an, ich beschränkte mich auf Stichworte, Notizen, Kopien, Kontaktadressen, dokumentari-

ches Material und Tonaufnahmen. All dies bündelte ich zu systematisch aufgebauten Dossiers, die auf eine gewisse Zwanghaftigkeit schließen ließen, was aber nur feinfühligem Redakteuren auffiel, schlichtere Naturen waren einfach dankbar für die sauber und pünktlich abgelieferte Arbeit.

Mit dem Honorar finanzierte ich die Wohnung für drei Monate, ansonsten griff ich auf die geringfügige Erbschaft einer Tante zurück, ich versuchte, bescheiden zu leben. Einzig beim Mietauto hatte ich nicht gespart, ich würde viele Meilen zurücklegen auf dem Weg über die Inseln, der Wagen war ein goldener Pick-up, eine kleine Spielerei, die mich beflügelte und mir ein Gefühl von Amerika vermittelte, das sich ansonsten in dieser in vielerlei Hinsicht europäisch anmutenden Stadt vielleicht nicht eingestellt hätte.

Ich ging oft ziellos durch die Straßen, setzte mich unter mächtige Sommermagnolien auf Parkbänke in einen der zweiundzwanzig Squares der streng gerasterten Stadt, las und betrachtete das Licht, das sich in dem *Spanish Moss* verfang, silbern glänzende Pflanzenbündel von urtümlicher Gestalt, die von den Bäumen hingen, so tief, dass Eichen und Platanen wie beschützende große Geister mit zerfransten Frisuren über einem thronten. Ich hörte den Studenten der Kunstakademie in den Straßencafés zu und überlegte, welches Haus ich kaufen würde, wenn ich das Geld dazu hätte. Savannah hatte sich infolge der Wirtschaftskrise im Zentrum entvölkert, in manchen Straßen

stand jedes fünfte Haus zum Verkauf. Blassblaue Holzhäuser mit ausladenden Veranden, Backsteinvillen hinter schmiedeeisernen Treppenanlagen, viktorianische Reihenhäuser und monumentale Antebellum-Prachtbauten, es war einerlei, die *For Sale*-Schilder vermehrten sich täglich. Vor allem Zweitresidenzen wurden verkauft, Luxusgüter von Menschen aus dem Norden, die sich im *Historic District* der Kleinstadt dekorative Objekte zugelegt hatten, die sie bewohnten, wenn es in Manhattan oder Boston zu unwirtlich wurde und der Alte Süden mit seiner Schläfrigkeit, der Hitze, den Hängematten und den auf Treppentufen sitzenden Katzen eine zwar klischeehafte, deswegen aber nicht minder verlockende Alternative zum eigenen, angestregten Leben war.

Fenner sah ich nie. Er wollte sich eigentlich häufig in der Stadt aufhalten, die Bibliothek nutzen, in Museen umgewandelte Wohnhäuser von ehemaligen Baumwollproduzenten und Sklavenhändlern besuchen, sich jenes dekadenten, großbürgerlichen Savannahs annehmen, für das die Stadt bekannt war. Er hatte mit einer gewissen Sorge über seine Tage in einem fremden Haus mit lauter unbekanntem Menschen gesprochen, über die Enge, die da auf ihn zukommen könnte, eine Enge, die er nicht gewohnt sei, da er in Zürich doch seit je alleine wohne, und das sehr großzügig. Er habe sich vorab Adressen von Ferienunterkünften besorgt, damit er sich zur Not in die Innenstadt zurückziehen könne. Gegen den Inselkoller, hatte er gesagt und dabei gelacht.

Zwei Wochen nach meiner Ankunft las ich über ihn. Es war nicht der erste Artikel, den ich über den Fall Abegg und Fenner zu Gesicht bekam, nur hatte ich vorher keinen Zusammenhang zu meiner Flughafenbekanntschaft hergestellt. Es war eine Angelegenheit, die in der Schweiz den Winter über für ziemlichen Aufruhr gesorgt hatte, ging es doch um Ferdinand Fenner, einen der bedeutendsten Schriftsteller des Landes, dessen Name sechs Jahre nach seinem Tod in dem Roman des bis dato unbekanntem Autors Christian Abegg durch den Schmutz gezogen wurde. Das Buch ließ eine der integersten Persönlichkeiten der Schweizer Kulturlandschaft in einem anderen Licht erscheinen, stampfte die moralische Instanz einer Nation in den Boden. Für kurze Zeit war der Roman über Ferdinand Fenner aus dem Handel genommen worden, ein paar Wochen später aber lag *Verfehlungen* schon wieder in den Schaufenstern der Buchläden, der Skandal verschaffte dem schmalen Band eine beachtliche Auflage, sogar ins Englische und Französische war das Buch übersetzt worden, wohl nicht wegen der literarischen Qualität, sondern wegen der Aufregung um Ferdinand Fenner. Auch deutsche Medien hatten das Thema verhandelt. Den einen schien durch das Verkaufsverbot die künstlerische Freiheit in Gefahr, andere beklagten die Korruptierbarkeit von Dichtern, Dritte schrieben über die Folgen des Verlusts von Leitfiguren für die Jugend, Feministinnen erklärten die Ära der in selbstgefälliger Pose sich suhlenden alten Schriftsteller für beendet, und ein in Ameri-

ka lehrender Literaturprofessor erläuterte in einem langatmigen Essay, was ein Buch zu einem Roman mache und wann es lediglich ein diffamierender Tatsachenbericht sei. Einig waren sich alle darin, dass die Altlinke versagt und sich einmal mehr selbst desavouiert habe. Die meisten der Journalisten kannte ich.

Ich selber hatte *Verfehlungen* nicht gelesen. Das Online-Magazin, dem ich die neueste Meldung entnahm, berichtete über ein klärendes Gespräch zwischen dem einzigen Sohn des Schriftstellers, Carl Fenner, und dem Jungautor Christian Abegg, zwei Männer, die einander seit Kindertagen in Freundschaft verbunden seien – eine infame Lüge und typisch für Abeggs Vermessenheit, wie mir Fenner später empört erzählen würde. Das Foto von Ende der Achtzigerjahre zeigte den blassen und schwächlichen, durchaus attraktiven Fenner, mit halblangem Haar und in schwarzer Lederjacke, neben einem ebenso dünnen, aber hochgewachsenen Jüngling mit überlangem Oberkörper, blondem Lockenkopf und scharf hervorstehenden Schneidezähnen; Abeggs Hand hing kumpelhaft auf Fenners Schulter und unterstrich den Größenunterschied der beiden auf herablassende Weise, eine erstaunliche Selbstgefälligkeit für einen äußerlich wenig ansprechenden jungen Mann. Ich speicherte die Seite und bestellte den Roman, kümmerte mich aber ansonsten nicht weiter darum.

Das Erfreuliche an meiner Arbeit war, dass ich Veranstaltungen besuchen musste, zu denen ich ohne Recher-

cheauftrag nicht hingegangen wäre; befriedigt notierte ich sie danach als *die Tat*. Der Besuch eines Konzertes zu Ehren von Johnny Mercer war solch ein Anlass. Man konnte den Eindruck gewinnen, das gesamte großbürgerliche Savannah säße in der Methodistenkirche in der Abercorn Street, ein geriatrisches Publikum, voller Sentimentalität für den Songwriter Mercer, für die gute, alte Zeit, gut vor allem für jene, deren Hautfarbe die richtige gewesen war. Diskreter Schmuck, goldene Schnallen auf Damenschuhen, Seidenschals, Gehstöcke mit Elfenbeingriff, die lokale weiße Upperclass verstand sich gerne als Aristokratie.

Ein erstaunlich verwilderter Musiker in kariertem Hemd stimmte mit seiner Gitarre *Moon River* an, das Publikum verstummte, im Vorraum drängten sich weitere Menschen. Johnny Mercer war der berühmteste Bürger Savannahs, vor hundert Jahren hier geboren, hier begraben, als junger Mann nach New York entschlüpft, Jazzmusiker, Oscar-Preisträger, Beweis des kulturellen Ranges dieser Stadt.

Ich erkannte Fenner sofort. Er trug einen braunen Anzug über weißem Hemd und schlängelte sich mit einer Gelassenheit, die fast schon eine Zumutung war, durch eine der vorderen Reihen zu einem freien Platz, ungerührt ob der Tatsache, dass der Sänger mitten in der Darbietung war; ein Gesang, der recht uninspiriert daherkam, der Funke sprang nicht über, auf den Sitzen neben mir gelangweiltes Getuschel.

Beim ersten Applaus ging ich, stellte mich auf die Treppe an und wartete auf Fenner; es war dunkel geworden. Er schien nicht überrascht, mich zu sehen, schob seinen Arm unter meinen und führte mich zu dem offenen weißen Zelt, das in dem kleinen Park vor der Kirche aufgeschlagen war; darin warteten die Hostessen der *Historic Society* auf die Konzertbesucher, es wurden Getränke serviert.

Hübscher Anlass, sagte Fenner, ein wenig kleinstädtisch vielleicht, nicht wahr?

Er sprach ein nahezu akzentfreies Hochdeutsch, anders als ich es von Schweizern sonst kannte. Die Vertraulichkeit, mit der er mich behandelte, irritierte mich, freute mich aber auch. Inmitten dieser bourgeoisen Gesellschaft war es angenehm, jemanden an der Seite zu haben, dessen europäische Gelassenheit noch eine Nuance arroganter war als die der alteingesessenen Plantagenbesitzerabkömmlinge.

Wir setzten uns draußen auf eine Bank, Fenner mit einem Bourbon, ich trank Weißwein. Schwere Autos fuhren vor, betagte Leute stiegen ein, Motorengeräusche rund um den Square. Viele Besucher blieben noch, bildeten Grüppchen unter Bäumen, Gläser in der Hand, man kannte sich, aus dem Zelt erklangen schrille Stimmen.

Was machen die Recherchen?, fragte Fenner. Schon Gullah getroffen?

Er hatte sich den Ausdruck gemerkt und sprach das Wort richtig aus, *Gallah*, so wie ich es in der Zwischenzeit

auch gelernt hatte. Ich erzählte von der Anthropologin, der Bildhauerin, dem Filmfestivalleiter und wie sich mein Eindruck verfestigte, dass die Kultur mittlerweile auf einem folkloristischen Stand angekommen war, ein Abklatsch dessen, wofür sie einmal gestanden hatte. Das ernüchterndste Ereignis war das Frühstück in einem Kirchgemeindehaus der Prominenteninsel Hilton Head Island gewesen, angekündigt als *Gullah-Breakfast*, ein alljährlich wiederkehrendes Spektakel, das letztlich aus frittiertem Fisch, Ketchup und einem *Grits* genannten Maismatsch bestanden hatte, amerikanisiert und ohne jegliche westafrikanische Kochtradition. Totgetreten haben sie es, beklagte ich mich, einfach absorbiert, eingefügt in die ganze amerikanische Soße. Erst haben sie den Sklaven ihren evangelikalischen Mist aufgezwungen, sie gewissermaßen religiös sediert und damit mundtot gemacht, dann deren Nachfahren das Land gestohlen, Brücken auf die Inseln gebaut, *Gated Communities* angelegt, und jetzt organisieren sie Barbecues und Festivals, um ihr schlechtes Gewissen zu besänftigen. Sie kaufen geflochtene Körbchen, geschnitzte Löffel und krakelige Gemälde, die sie zu Hause in Schubladen deponieren. Einen Tag lang sitzen Schwarze und Weiße zusammen und spielen Egalität, es ist widerlich.

Fenner trank den letzten Schluck Bourbon, er sagte nichts. Mir war mein Ausbruch etwas unangenehm, und Fenners Schweigen verunsicherte mich. Ich kannte diese Art abwartenden Schweigens von meinen ehemaligen

Auftraggebern in den Redaktionen, denen ich manchmal aufgewühlt geschildert hatte, in welchem Elend die Porträtierten lebten, die Hauptfiguren der Reportagen, zu denen man mich geschickt hatte. Die Redakteure hatten höflich zugehört und schließlich besorgt gefragt, wann sie mit dem Text rechnen dürften; auch dies ein Grund, weshalb ich das Metier nicht mehr ertragen hatte.

Fenner schien sich aus meiner mit Vehemenz vorgetragenen Wut über die Ungerechtigkeiten der Welt wenig zu machen. Er nestelte an seiner Uhr, ein schlichtes Modell, Platin wohl, matter, warmer Glanz, fast schon hinterhältig trügerisch, es hätte für ungeübte Augen auch Edelstahl sein können, in gewissen Kreisen ein gern verwendeter Trick, der Diskretion wegen. Ich kannte mich mit solchen Dingen ein wenig aus, seit ich während des Studiums mit einem Edelmetallhändler zusammengewohnt hatte, einem unterhaltsamen Zyniker, der unsere Wohngemeinschaft mit den Geheimnissen der Finanzmärkte vertraut machte, Kleininvestoren verachtete und Großanleger hasste, jeden Abend den aktuellen Goldkurs mit Filzstift an den Kühlschrank malte, nebenbei durch allerlei undurchschaubare Gaunereien jahrelang unsere Miete bezahlte und aktives Mitglied von Amnesty International war, *Umverteilung von Ressourcen* nannte er das; ein origineller Mann, der sich irgendwann auf den Weg nach Mittelamerika gemacht hatte und nicht mehr zurückgekehrt war.

Ich schaute Fenner an und fragte mich, ob ich ihn auf

Abeggs *Verfehlungen* ansprechen sollte. Vor allem, *wie* ich ihn darauf ansprechen sollte. Er spielte mit dem Glas, drehte es um, sah konzentriert zu, wie ein Tropfen nach unten rann und auf den Rasen fiel.

Die Ameisen werden es mögen, meinte er und blickte mir ins Gesicht, er hatte schmale Augen. Hast du bemerkt, wie groß die Ameisen hier sind?

Es war das erste Mal, dass er mich duzte.

Bei uns draußen, fuhr er fort, gibt es keine Feuerameisen, es ist erstaunlich, dabei sind sie sonst überall, sehr giftig, die Tiere. Er schlug die Beine übereinander, zog ein Hosenbein bis zum Knie hoch und rollte das Whiskeyglas langsam die Wade entlang, mehrmals hintereinander von der Innenseite des Knies bis zur Fessel, andächtig fast. Bei uns draußen ist sowieso einiges anders, merkte er an und sagte dann gar nichts mehr.

Ich schaute auf das nackte Bein, knisternde Männerhaare, ein rollendes Glas. Fenner räusperte sich, stellte das Glas auf den Boden, strich das Anzugbein glatt und zündete sich eine Zigarette an.

Wo ist das denn, dein Draußen? Hier in Georgia oder schon drüben in South Carolina?

Fenner übergang die Frage und rauchte weiter.

Ich mag die Brücke über den Savannah River sehr, sagte ich, um ihn ins Gespräch einzubinden, vielleicht hatte er nicht zugehört und war deshalb so schweigsam. Der Straßenlauf macht einen s-förmigen Schwung, erklärte ich weiter, eine ganz ungewöhnliche Sache, von Norden

kommend sieht man ihn besonders gut. Das Land ist doch so flach, warum diese seltsame Biegung mitten auf einer vierspurigen Brücke?

Es ist langweilig auf der Insel, sagte Fenner unvermittelt. Meinen Gastgeber, der ja mein Auftraggeber ist, habe ich noch nicht getroffen, nur eine Entschuldigungskarte lag auf meinem Esstisch, er sei auf Reisen und verhindert, er hoffe, mich bald persönlich begrüßen zu können. Ich sehe kaum jemanden, ich weiß nicht einmal, wer alles in der Villa wohnt. Es müssen mehrere Menschen sein, ich höre oft Schritte in der Etage über mir, zudem gibt es einen Gemüsegarten auf einer Lichtung, irgendjemand muss den bewirtschaften. Du erinnerst dich an Hendrik, den Mann, der mich am Flughafen abgeholt hat?

Sicher erinnerte ich mich. Den Alten mit dem Hut hätte ich zweifellos wiedererkannt, ein hagerer Mensch mit kalkweißer, fahler Haut und brüchiger Stimme, eingehüllt in einen sandfarbenen Anzug aus Leinen, wahrscheinlich gekauft zu einer Zeit, als sein Körper noch voller Spannung gewesen war, wohl selbst nicht ahnend, wie welk er dereinst werden würde. Er hatte in dem grünen Chevrolet ausgesehen wie ein Mann, der sich selbst zitiert, den Ellbogen cool aus dem Fenster gelehnt, als ob ein abendlicher Autokorso auf der Hauptstraße einer Kleinstadt der Sechzigerjahre anstünde.

Hendrik kommt gelegentlich vorbei, sagte Fenner. Er bringt mir Bücher mit, ein paar vergilbte Konstruktionspläne, viel Material ist es bislang nicht. Ich sehe ihn kurz,

er ist höflich und zurückhaltend, überreicht mir die Sachen in einer Holzkiste und wartet neben mir im Wohnzimmer, bis ich sie ausgepackt und die Unterlagen angeschaut habe. Die Kiste nimmt er wieder mit, verschwindet die Treppe hinunter ins Erdgeschoss, ich höre Stimmen, die ich nicht zuordnen kann. Noch nie habe ich ihn weggehen sehen, er scheint die Insel sehr diskret zu verlassen, Rup fährt ihn wohl.

Fenner ließ seine Zigarette auf den Boden fallen und trat mit der Schuhspitze darauf, poliertes Leder, dunkelbraun. Er hob die Kippe auf, drückte daran herum, schälte das Papier vom Filter und zerteilte ihn sorgfältig, glänzend schwarze Partikel fielen ins Gras. Zu erklären, wer Rup war, machte er keine Anstalten.

Das Haus ist fantastisch, erzählte er weiter, eine dreistöckige Villa, rosafarben und wuchtig, aber dennoch schmal und daher von klassischer Eleganz, ein Flachdachbau mit einer wunderbaren Eingangshalle, dunkel und mächtig, darin liegt eingefügt ein ovales Treppenhaus, wirklich formvollendet. Tiefe Veranden ziehen sich auf allen drei Etagen an der Längsseite des Hauses entlang, sie sind über eine schmiedeeiserne Wendeltreppe verbunden. Die Geländer und Stützen sind weiß gestrichen, die Dielen auch, sogar das Mobiliar ist weiß. Abgeblättert und verwittert, aber weiß.

Klingt süßlich, sagte ich. Rosa Haus mit weißem Außen Dekor.

Frauenästhetik, sagte Fenner.

Ich war mir nicht sicher, ob er es verächtlich oder anerkennend meinte, vielleicht war es auch wertfrei, ihn einzuschätzen fiel mir schwer.

Er erhob sich, nahm mir mein Glas ab, brachte es ins Zelt und winkte mir zu. Komm, ich fahre dich nach Hause.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2010

© 2010 by mareverlag, Hamburg

Typografie und Einband

Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Foundry Wilson

Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-135-0

www.mare.de